

(Nachdruck verboten.)

17

Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.
(Schluß.)

„Nein! Nein!“ rief Alexander. „Ich muß mich bestimmen, welche Wege sie kennt. Vielleicht ist sie zur Bucht gegangen. Vielleicht dorthin, wo ich sie damals fand. . . Vielleicht finde ich eine Spur. . . Langsam! . . . Ruhig! . . . Ich muß ruhig sein!“

Er stand auf und begann zu suchen, seine Augen saugten sich am Boden fest, er verfolgte die Finsternis, die grelle Blitze durchzuckten, mit dem Blicke zu durchdringen. Ungeduldig erwartete er jeden Blitzstrahl, es war ihm, als wenn Ewigkeiten vergingen, ehe der eine dem andren folgte, und doch folgten sie so häufig auf einander wie Klängen, die sich kreuzen. Auch Njar schnüffelte am Boden herum, lief unruhig hin und her und suchte. An einer Stelle hielt der Hund sich länger auf. Ein Blitzstrahl beleuchtete eine Wasserlache und daneben lag etwas Weißes auf der Erde; es verschwand vor Alexanders Augen, ehe er es unterscheiden konnte. So blieb er denn stehen, die Augen auf diesen Flecken gebannt und wartete auf den nächsten Blitz. Bei der für einen Augenblick eintretenden Helligkeit warf er sich darauf und fand Zofias Puppe. Jetzt kniete er nieder, beugte sich vorn über und wartete auf den nächsten Blitzstrahl. Er hoffte, eine Spur zu finden.

Vorsichtig tastete er mit den Fingern, ob er nicht eine Vertiefung im Kot fände. Er glaubte auf etwas zu stoßen, das eine Spur sein konnte, aber sie war schon so verwischt, daß sich nichts mehr unterscheiden ließ.

„Zofia!“ rief er wieder, „Zofia! Njar!“

Der Hund war weg. Auf seinen Ruf sprang er vor, lief aber nicht auf ihn zu. Bei einem Blitzstrahl sah ihn Alexander in einer gewissen Entfernung, das Tier wedelte mit dem Schwanz und sah ihn an.

„Such, Njar, such!“ rief er.

Er hörte, wie der Hund sich ins Gebüsch warf, und etwas wie ein Stöhnen schien von dort zu kommen. Er hielt den Atem an, schob sich vor, rief und horchte.

„Zofia! Such, Njar!“

Der Hund lief an ihn heran, dann sprang er davon, blieb bei etwas Großem, Dunklem stehen und bellte.

Ja, es war sein Kind. Da lag es auf der Erde; es hatte mit den Händen nach dem Köpfchen gegriffen, suchte das Gesichtchen im Rohr zu bergen, zitterte und stöhnte leise. Er hob die Kleine selig in die Höhe, drückte sie an sich und lief nach Hause.

Schnell zog er das Kind aus, legte es auf ein Kissen und zündete Feuer an. Dann warf er seine durchnässten Kleider ab und rieb sich mit einem Handtuch trocken. Belebende Wärme strömte durch seine durchfrorenen Glieder. Er stellte den Theekessel auf. Zofia stöhnte leise mit geschlossenen Augen.

„Zofia! Süßes, Kleines! Öffne die Augen! Sieh mich an! . . . Hier bin ich ja, Dein Papa!“

Die Lider der Kleinen zitterten, aber noch öffnete sie die Augen nicht, sie hob nur ihr Händchen und fuhr ihm damit ins Gesicht. In dieser Stellung beruhigte sie sich allmählich und schlief ein. Im Schlaf bekam sie Hitze und begann zu phantasieren. Alexander stößte ihr Chinin ein; er hatte die Pulver wie den größten Schatz aufgehoben. Er selbst trank, um sich zu erfrischen, wie die Eingeborenen ein Töpfchen warmer geschmolzener Butter und saure Milch dazu. Gegen Morgen schlief er neben dem Kinde ein.

Ein Schrei weckte ihn.

„Papa, ich fürchte mich! . . . Die Bären kommen. Sie brüllen. . . Ich thu's nie wieder. . . Sei nicht böse, Papa!“

Sie saß aufrecht in den Kissen und streckte ihm die Händchen entgegen. Die dichten blonden Locken hingen ihr wirr um die Stirn, die Wangen brannten, in den Augen malte sich Schrecken. Sie war das lebendige Abbild der Mutter, und erinnerte ihn an den Augenblick, wo er Julie in der jakutischen Jurte gesehen und sie ihm sehnsüchtig die Arme entgegengestreckt hatte.

Er nahm sie auf die Arme, schaukelte sie leise, bis er sie beruhigt hatte, und sie wieder einschlief. Er aber konnte nicht mehr schlafen. Er trat ins Freie, um sich zu erfrischen, um nachzudenken.

Klar und heiter lag das Thal nach dem Gewitter vor ihm. Der Himmel war von leuchtendem Kornblumenblau; nirgends eine Spur von Staub oder Nebel. Die gelben, von der Sonne ausgedörrten Stellen im Grase waren verschwunden, die Blumen hoben die Köpfe und glänzten hell und farbig wie Sterne im Grase. Die Kräuter, von Feuchtigkeit durchtränkt, breiteten ihre gezackten Blätter aus. Die Wälder warfen in der aufgehenden Sonne einen kühlen, von goldenen Strahlen durchtränkten Schatten. Aus dem Dickicht hörte man den Kuckuck und Vogelgezwitscher. Der Morgen war so schön, daß man hätte glauben können, der Frühling sei zum zweiten Male gekommen.

Alexander atmete die klare Luft, seine Augen hingen an den Wäldern, als wenn er sich an diesem Anblick stärken wollte. Er beschloß, den Ort zu verlassen. In einem Augenblick hatte er sich dies überlegt und den Entschluß gefaßt. Mögen sie mit ihm machen, was sie wollen! Das Kind aber muß er retten. Und wenn sie ihn für sein eigenmächtiges Vorgehen bestrafen und noch tiefer ins Innere des Landes verschicken — schlimmer kann's nicht werden. Er wird sich bemühen, die alten Fehler zu vermeiden und sich eine menschenwürdigere Existenz zu schaffen. Er wird mit allem einverstanden sein, alles hinnehmen. . . Dieser Platz ist verloren. Sie haben ihn besiegt; er fühlt, daß er sich zu fürchten anfängt, er fühlt sich schwach und schuldig. Lieber fortgehen, als die Fehler wieder gutmachen! . . . Darum fort, und das so schnell als möglich. Aber wie? Er wollte nicht zum Kniaz gehen und verlangen, daß er fortgebracht werde. Nicht deswegen, daß er sich schämte, das war ihm jetzt ganz gleichgültig. Nicht etwa, weil er zweifelte, ob die Jakuten einverstanden wären, aber es waren fünfzehn Werst bis zum Kniaz; vielleicht trifft er ihn nicht, vielleicht bekommt er keine Pferde, und er wollte nicht einen Tag, nicht eine Stunde warten. So würde er denn einfach zu Fuß gehen und das Kind auf dem Rücken tragen! Tragen doch die Zigeunerinnen nicht viel kleinere Kinder auf dem Rücken und die Ungarn ganze Warenpacken. Mehr als fünfzig Pfund konnte die Kleine nicht wiegen. Und was bedeutete das für ihn! Was bedeuteten siebzig Werst im Walde in einer solchen Zwangslage!

Er machte sich sofort daran, die Sachen, die bleiben sollten, in einen Koffer zu packen, sie zu verschüttern und zu siegeln. Die Gemeinde würde sie der Regierung nach Uluß zustellen, und dann würden sie ihn schon erreichen. Hierher wollte er nicht zurück, was immer auch kommen möge!

Er reinigte seine Flinte, füllte das Pulverhorn, goß einige Kugeln, füllte den einen Lauf mit Schrot, den andern mit Kugeln, für den Fall, daß er einem Bären begegnen sollte. Er schärfte sein Messer, brachte seine Kleider in Ordnung, befestigte neue Sohlen und Riemen an seinem Schuhwerk, zog den Gürtel fester und die Falten stramm, damit alles glatt anliege und er nirgends hängen bleiben könne. Die gestern erlegte Ente briet er, die eine Hälfte ab er auf, die andre legte er in den Reisesack. Zofia, die bewußtlos war und wie Feuer brannte, nötigte er, etwas zu trinken, dann zog er sie an, wickelte sie in ein Plaid und knüpfte dessen Enden um den Hals. An seinen Gürtel band er an der einen Seite den Kessel fest, an der andern einen aus Birkenrinde geflochtenen Kober, der einen dichten Verschluß hatte und thut den Rest Butter und saurer Milch hinein. Das Gewehr hing er über den Arm, nahm den Stecken in die Hand und pfiff dem Hunde.

Beim Kreuzweg blieb er stehen und sah hinter sich. Er empfand kein Bedauern. Gleichzeitig schweifte sein Blick über die schimmernde Tiefe des Aldan hin, umfaßte den mächtigen Lärchenwald, die Ebene mit Erde beworfene und Rasen bedeckte Jurte, deren Fenster er als vorsorglicher Wirt mit Brettern geschlossen hatte. Jahre hindurch hatte er jeden Morgen den Kleinen, mit Fichten bewachsenen Hügel gesehen, die weiten Wiesen, den silbernen See. Und es war ihm gleichgültig, daß er sie nie wiedersehen würde. Er dachte Jakobs, der nun ganz allein in diesem verlassenem Winkel zurückbleiben würde. Den würde es schmerzen, wenn er er-

führe, daß er gegangen sei, vielleicht für immer... ohne Abschied, ohne ehrlichen Händedruck!... Und sein Blick ruhte im Fluge auch auf dem Aker. Die Halme lagen nach dem Gewitter wie hingemäht auf dem Boden, aber an einzelnen Stellen versuchten sie sich wieder aufzurichten. Ein warmer, milder Wind fuhr lieblosend über sie hin. In Alexanders Seele erklang eine schmerzliche Saite. Hier kannte er jeden Grassalm, jede Aehre, er selbst hatte sie gesät und gepflegt, jede Erdscholle mit den Händen berührt; an jedem eingeschlagenen Pflod hing etwas von seiner Seele, seinem Ja. Er geht, und Unkraut wird das Feld überwuchern, und Froschauge wird den Saum als Brennholz benützen. Keine Spur von ihm wird hier bleiben... nur wie eine Legende, daß ein fremder Teufel hier einmal gehaust hat, der den Jakuten ihr Land nehmen wollte, der nachts nicht schlief, umherirrte und den Leuten Angst machte, und eine blondhaarige Tochter hatte und einen bösen, schwarzen Hund.

Er machte eine abwehrende Handbewegung und schlug ein schnelles Tempo an, während er sich unter der Last auf seinem Rücken beugte.

Das Unwetter hatte den Weg verbreitert. Die ersten zehn Werst legte Alexander ohne Anstrengung zurück, aber je tiefer er in den Wald drang, desto mehr stieg die Hitze, und der Weg wurde immer ärger. Er ging noch drei Werst und fühlte, wie seine Kräfte erlahmten.

Das Kind kam nicht zur Bestimmung, das heiße Körperchen brannte ihn im Rücken wie glühende Asche, die Enden des Plaids schnitten in die brennenden Arme. All die Kleinigkeiten, die er trug und die ihm so leicht schienen, als er aus dem Hause schritt, begannen wie Blei auf ihm zu lasten, sie hinderten ihn in seinen Bewegungen und zogen die Kleider herunter. Wo er sich anlehnen konnte, blieb er stehen und ruhte einen Augenblick aus, aber der Gedanke an ein Zurück kam ihm nicht. Nachdem er den dritten Teil des Weges zurückgelegt hatte, machte er eine längere Rast, er zündete ein Feuer an, aß und kochte Thee.

Der Weg führte jetzt durch die Berge, an steilen Abhängen vorbei. Dichter Wald zu beiden Seiten, und in der Ferne schimmerte Wasser zwischen den Baumwipfeln und den grünen Zweigen. Die Sonne ging unter. Er wollte am Ufer des Flusses übernachten. Er ging schnell, er empfand dann weniger Mattigkeit in allen Gliedern.

Als er den Fluß erreicht hatte, schichtete er zuerst ein Lager aus Lärchenbaumzweigen für Jossia auf, dann zündete er ein Feuer an und ließ Ajax als Wache neben dem Kinde, er selbst schlich sich ins Gebüsch, wo er vor einem Augenblicke Rebhühner gesehen hatte. Er hatte Glück, kam mit seinem Wild wieder und hatte ein vorzügliches Abendbrot. Das Kind wollte nicht essen. Nachts über lehnte er sich gegen einen Baum und zog nur seine Stiefel aus, da ihn die Sohlen wie Feuer brannten. Die Waffe lag neben ihm in Bereitschaft, die schlafende Kleine in seinen Armen, da er Angst hatte, sie auf den feuchten Boden zu legen. Auch Ajax suchte Schutz neben ihm, da ihn die ungewohnte Umgebung ängstigte. Einigemal glaubte Alexander Heulen und verdächtige Laute im Gebüsch zu hören und leises, laienartiges Auftreten. Dann legte er das Kind auf den Boden, warf frische Zweige ins Feuer und mit schußbereiter Waffe und lautklopfendem Herzen saß er da, horchte und spähte in die Ferne.

Bei Sonnenaufgang ging er weiter. Die Hitze war fürchterlich, und er fühlte sich so erschöpft, daß er mitunter glaubte, er könne doch nicht weiter und würde sein Ziel nicht erreichen. Aber das schwerste Stück war doch dasjenige von den ersten Zäunen bis zur ersten Besiedelung.

Er ging mit zusammengepreßten Zähnen, mit gesenkten Lidern, um die Pflocke und Pfähle nicht zu sehen, diese quälenden Beweise, daß es Menschen in der Nähe gab, die immer noch nicht kamen.

„Der Fremde! Und so müde!... Er trägt was... Ein Kind!“ rief eine alte Jakutin, als er mit schwankendem Schritt in die Kurve trat und das Plaid, in das Jossia eingewickelt lag, von den Schultern nahm.

„Was ist denn los?... Zu Fuß, mein Gott! So antworte doch! Jrgend ein Unglück?“ fragte sie.

Sie kannten ihn, hatte er doch früher oft im Vorbeireiten sein Pferd hier getränkt.

Er antwortete nicht, er konnte nicht sprechen: es würgte ihn in der Kehle. Sie gaben ihm kalte Sahne und ließen ihn niederstürzen. Er erzählte ihnen, daß er mit dem kranken Kinde ins Gouvernement Mnsk müsse und von dort aus weiter

in die Stadt, daß er zu Fuß gegangen sei, um keine Zeit zu verlieren.

Der Wirt schüttelte verwundert den Kopf. Bis nach Mnsk waren es noch fünf Werst, so entschloß sich der Jakute, ihn für einen halben Rubel hinzufahren und spannte seinen Ochsen vor den knarrenden Holzwagen.

Hier begann die Kultur schon.

„Sie sind von selbst gekommen? Woher haben Sie es denn erfahren?“ empfing ihn der Muser Schreiber überrascht. „Wir haben dem Kniag die Papiere noch nicht geschickt. Wir hatten ja keine Gelegenheit...“

„Welche Papiere?“

„Sie wissen es also noch nicht? Eine große Gunst! Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren... Sie dürfen ja zurück in Ihr Land!“

Alexanders Lippen und Hände begannen wie Eisenlaub zu zittern.

„Zeigen Sie mir die Papiere.“

„Aber gewiß, mit Vergnügen!... Da sind sie!... Und ich dachte, daß Sie es erfahren hätten, daß Ihre Freunde geschrieben hätten! Wir hätten es schon lange schicken sollen, ich sagte es dem Bürgermeister... Aber... jetzt ist ja Heuernte und da fuhr niemand!... Und wie geht's denn mit der Wirtenschaft?“

Alexander bückte den Kopf, er las, und heiße, bittere Thränen fielen auf das Papier.

(Nachdruck verboten.)

Die letzte Freude.

Von Antonin Mulé.

Im Hospiz der Rue Denfert-Rochereau, dem Hospiz der armen Kinder, hatte die Verteilung der Besideute stattgefunden.

Die Freude hat in den Sälen und Höfen ihren Höhepunkt erreicht, und es herrscht eine unbeschreibliche Aufregung.

Julot hat einen Hanswurst bekommen.

Leider hat man ihn ihm in sein Bett im Krankensaal bringen müssen, an das ihn ein unheilbares Leiden zusammen mit mehreren Anglücksgefährten fesselt.

In aller Eile hatte man den Hanswurst sorgfältig an seinem goldenen Hut an der Schnur der Bettvorhänge aufgehängt.

Sobald er die prächtige Puppe mit dem Seidenwams und den schwarzen Plüschhosen bemerkt, hat der kleine Kranke die vom Fieber verbrannten Augen weit aufgerissen; ein blaßes Lächeln ist über seine Lippen gehuscht und ganz leise hat er gemurmelt:

„Ach, ach, der schöne Hanswurst!“

Dann hat er jedenfalls, um die Puppe in seine Arme zu schließen, den Versuch gemacht, sich in seinem Bett aufzurichten, doch umsonst; seine Kräfte sind schwächer, als sein Verlangen; der Arme ist der Länge nach wieder auf sein Lager zurückgefallen und bleibt nur unbeweglich, in stummer Bewunderung liegen... .

Nach kurzer Zeit huschte eine kleine Hand, eine ganz kleine und trodene Hand, auf der sich die blauen Adern abzeichneten, aus den Rippen; langsam, ganz langsam wandert sie über die Decke, die kleine Hand, ergreift die Schnur, die die Puppe in Bewegung setzt, und zieht heftig daran.

Welches Wunder! Der Hanswurst hat sofort Arme und Beine nach rechts und links geworfen, und seine Augen zeigen abwechselnd einen braunen und einen weißen Punkt; er stößt die Zunge heraus und zappelt unter den lächerlichsten Verzerrungen.

Und Julot zieht mit aufgerissenem Munde und halbgeschlossenen Augen langsam und bedächtig an der Schnur und vergißt unter den lustigen Sprüngen des Hanswurstes sein elendes, noch so kurzes, an Entbehrungen und Not aber schon so reiches Leben!

Er ist nämlich erst vier Jahre alt, der kleine Julot; sein fünftes Jahr beginnt mit dem neuen Jahre, und er vollendet schon die Schwindsucht in seinem zarten Organismus das düstere Werk, das sie schon seit mehreren Monaten mitleidslos fortsetzt.

Die Schwindsucht? Was fragt Julot in diesem Augenblick danach? Wenn nur der Hanswurst an seinem Haden zappelt! Von diesem tollen Tanz von seinen Leiden abgelenkt, läßt Julot seine Gedanken in das Land des Traumes irren, ein entzückendes Land, wo die kleinen Kinder ihre ganze Zeit mit Spielen verbringen, wo liebevolle Mamas sie streichelnd auf die Lippen küssen, wo man alle Tage zu essen bekommt, und wo man nie, nie geschlagen wird!

Wer ist denn Julot? Was sagt die Tafel, die am Kopfende seines Bettes befestigt ist?

„Jules Davis — von der Polizei eingeliefert — Tuberkulose.“

Das ist alles. Diese Tafel ist entsetzlich in ihrem Latonismus. Doch unten in den Bureaus des Hauses, in einem großen Buche stehen genauere, eingehendere Mitteilungen, Auszüge aus dem Ständesamt und auch aus einer Polizeinote.

Alles in allem heißt es da: „Jules Davis — geboren am 22. Dezember 18... in Paris, Impassé Vignon, Stadtviertel Grenelle, 14tes Arrondissement, Sohn der Blumenarbeiterin Elisa, Vater unbekannt — Elisabeth Davis, am 30. Juli 18... wegen

Raubdiebstahls zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, büßt ihre Strafe im Gefängnis Saint-Lazare aus.

Da Julots ganze Familie aus diesem unbekanntem Vater und dieser Mutter bestand, so hat das Seine-tribunal der ersten Instanz ihn als todkranken Mann nach dem Hospiz der Rue Denfert-Rochereau geschickt, dem Hospiz der armen Kinder ist auch ein Aufnahmungsort für die unglücklichen armen Kleinen, die keinen Vater haben, und die im Hospiz im Gefängnis sitzen.

In einem Julotwagen hat ein Beamter der Polizei ihn in einem Diaker nach dem Hospiz gebracht, hat seinen Namen, Vornamen und alles Uebrige in ein Buch eingeschrieben; eine Krankenschwester hat ihm ein Knöchelband von grüner Farbe — die der Mädchen sind rot — angelegt, an welchem eine silberne Medaille mit der Aufschrift immer herabhängt; dann hat man das unglückliche Kind, das sich lahm auf den Füßen halten konnte, schnell nach dem Lazarett des Hauses gebracht, das ist alles.

Der Beschluß des Gerichtshofes hat Julots Leben um einige Tage verlängert. Es ist so behaglich in diesem großen Hospiz.

Der große, gut gelüftete, peinlich saubere Krankenjaal des Hauses mit der hohen Decke fällt trotz seiner grauen Wände angenehm ins Auge; die vier Fenster liegen sich gegenüber und auf zwei Höfe hinaus; ein innerer Hof nach Südwesten, der an große Gärten liegen; im Nordwesten ein kleinerer Hof, der an der Rue Denfert-Rochereau hinzieht.

Ein ungeheurer Kamin, in dem Tag und Nacht eine ungeheure Coaks-Pyramide brennt, frönt eine behagliche Wärme aus fünfzehn Betten stehen an den Wänden, gute Betten, mit reichen Kissen und glattgestrichenen Decken, in denen sich die kleinen Kranken wohl fühlen.

Die Krankenschwestern gehen mit leisen Schritten hin und her und versehen diskret ihren Dienst; von Zeit zu Zeit erscheint die Aufseherin, die ruhig und gemessen durch den Saal geht und einen forschenden Blick auf alle und alles wirft, auf Möbel, Utensilien und Menschen.

Hier ist Ruhe und Frieden: läßt sich Julot trotz des Leidens, das ihn quält, den Frieden des Wohlbehagens und dieser köstlichen Ruhe.

Kaum noch sieht er in der Erinnerung die lange Reihe der Stuben, die man jede Woche bezogen und verlassen, die man mit Wasser und schmutzigen Kloaken, die am Tage von wilden Tieren wiederhallen, während nachts in engen Korridoren, beim Ausgehen der Lichter, betrunkenen Männer und zerlumpte Frauen drängen; er hört nicht mehr das rohe Lachen, die wilden Schreie und die schrecklichen Flüche; er sieht nicht mehr die kleinen Kinder, die ein grausames Schicksal verurteilt, an diesem Orte der Verderbnis und des Elends zu leben und Scenen beizuhören, von denen die unschuldigen Gemüter zwar noch nichts wußten, die aber in ihrer Seele einen Keim des frühzeitigen Todes ablagern, der später aufgehen wird.

Daß mit fern liegt das alles, wie fern liegen alle diese Greuel, wie fern liegt alle in der Vergangenheit verschwunden! In der wohligen Wärme dieses Krankenjaales hat Julot alles vergessen, erinnert er sich an nichts mehr aus der früheren Zeit, an nichts mehr! Er sieht an der Schnur, und der Hanstwurf strampelt wie ein weißer Wurm über Julots Lippen huscht ein blaßes Lächeln, Julot ist ein Mann.

„Hörst du, Herzchen, noch ein bißchen Milch?“

„Ja, die Krankenschwesterin, die, mit einem Napf Milch in der Hand, vor das Bett herantreten ist.“

„Nimm mir dein Glück beschäftigt, schüttelt Julot den Kopf, die Hand schmeckt die Milch gut, namentlich, wenn sie gut geschmeckt ist, und Julot trinkt die Milch gern.“

„Trinke, mein Herzchen,“ fährt die Krankenschwesterin fort, „man muß Milch trinken, wenn man gesund werden will; und du willst doch gesund werden, nicht wahr?“

„Gesund werden!“

„Indessen hat die Krankenschwesterin ihren linken Arm unter das Kopfkissen geschoben, auf welchem der winzige, kleine Kopf Julots ruht; sie hebt ihn halb in die Höhe und hütet sich, ihn zu drücken; dann führt sie mit der rechten Hand den Napf an die Lippen des Kleinen, der sich anscheinend mühelos ausgerichtet hat.“

„Julot trinkt; er trinkt langsam mit leisem Zungenschnalzen, wie ein Käpchen, dem es schmeckt.“

„Schmeckt gut, nicht wahr, die Milch?“ fragt die Krankenschwesterin.

„Julot nickt wieder mit seinem Kopfe, der nicht größer als eine Faust erscheint.“

Ein ganz kleines Stückchen Zucker ist in der Tasse liegen geblieben. Julot schiebt die Lippe vor und wirft der Krankenschwesterin einen Blick zu. Dann holt er mit dem Löffel das Stückchen Zucker heraus. Das Kopfkissen senkt sich langsam; Julot hat wieder die wagerechte Lage eingenommen.

Die Decke wird von neuem glatt gestrichen, die Krankenschwesterin entfernt sich.

Er aber streckt wieder seine kleine, spinnenartige Hand nach der Schnur aus, und das einen Augenblick unterbrochene Spiel beginnt von neuem.

Der Tag geht zu Ende, die Nacht bricht herein, ein tiefer Schatten lagert sich auf den Fensterscheiben.

Die Dunkelheit breitet sich im Saale aus.

Während beiden, an der Wand befestigten Stäben — auf jeder

Seite des Saales — die Gasflammen angezündet; die stumpfen Lichter, die die brennenden Flammen verdecken, verbreiten ein milchweißes Licht, das noch gedämpfter auf die Vorhänge der weißen Betten fällt, als in denen die kleinen Kranken liegen.

Zeitweilen bricht ein Hustenanfall, die tiefe Stille, zuweilen läßt sich ein Geräusch vernehmen, zuweilen ertönt ganz im Hintergrunde ein Geräusch.

Die Kranken, die vor dem Ofen auf einer Art Kanapee mit Lederbezug sitzen, erhebt sich dann, tritt mit leisen Schritten an das Bett, um den Ruf oder die Klage vernommen, schiebt die Vorhänge zurück, neigt sich über das Bett, erkundigt sich mit leiser Stimme und beruhigt den kleinen Kranken mit zärtlichem Wort oder gibt ihm die vom Arzt vorgeschriebene Arznei.

„Julot?“
„Julot spricht kein Wort, seine Kräfte nehmen ab. Sein bleiches, fleischloses, leichenblaßes Gesicht mit den tiefen Ringeln unter eine unsagbare Angst; die Qualen des Elends, die erlittenen Schmerzen, die erhaltenen Schläge, mit einem Wort, die düstere Geschichte eines langen, schmerzlichen Martyriums steht unauslöschlich auf diesem Gesicht geschrieben. Sein verschleiertes Auge kann die Gestalt des Hanstwurfs nur wie durch einen Nebel erkennen. Und doch zieht er noch hier und da mit seiner schlaffen, wie von einer Feder bewegten Hand an seiner Schnur, die die Marionette in Thätigkeit setzt.“

Eine nach der andern verfliegen die Stunden. Es ist Mitternacht, und es herrscht ein tiefes Schweigen.

Blötzlich erhebt sich ein leises Murmeln, man könnte es für ein Vogelgezwitscher halten, das immer schneller und immer schärfer wird, und sich plötzlich in einem rauhen, heiseren Kehllaut verliert.

Die Wärterin ist von ihrer Bank aufgesprungen. Sie kennt die Natur und die Bedeutung dieses Geräusches; sie kennt es nur zu genau; es ist das Todestöcheln eines Kindes.

„Julot!“

Auf den Fußspitzen nähert sie sich und blickt hin. Ein Krampf hebt die Brust des kleinen Kranken.

Mit halbgeöffnetem Munde, verschleiertem Auge sträubt er sich gegen die Qualen des Todes.

„Armes Kind! . . . senkst sie und wartet am Stopfende des weißen Lagers, mit ohnmächtigem Blick auf das arme Geschöpf starrend, das keine menschliche Kunst zu retten vermag.“

Der Tod hat diesem armen, schwachen Wesen bald den letzten Schlag versetzt.

Julot stübt, doch im Todestrampe drückt seine Hand, die die Schnur nicht losgelassen, noch einmal den Hanstwurf, und die Puppe gehorcht mit einer letzten Grimasse. —

(Nachdruck verboten.)

Eisblumen.

Zur Bildung von Eisblumen gehört, abgesehen von der Kälte, Wasserdampf. Diesen Wasserdampf liefern wir durch unsere Lungen und Hautatmung. Ein erwachsener Mann atmet durch die Lungen und die Haut in 24 Stunden bei Körperruhe zwischen 800 und 1000 Gramm Wasser aus. Arbeitet er dagegen, so steigt die Wasserabgabe bis auf 2000 Gramm. Ein größerer Teil des Wasserdampfes entweicht nun zwar aus den Räumen, in denen wir uns aufhalten, aber immerhin bleibt doch noch eine beträchtliche Menge zurück, und dieser Wasserdampfgehalt der Zimmerluft ist natürlich um so bedeutender, von je mehr Menschen der betreffende Raum benutzt wird. Der von uns abgegebene Wasserdampf ist es nun hauptsächlich, der das Material abgibt, aus dem sich die Eisblumen aufbauen. Daß der Wasserdampf in der That die Vorbedingung für die Entstehung der Eisblumen ist, können wir erkennen, wenn wir die Fenster eines bewohnten Zimmers mit demjenigen eines unbewohnten vergleichen. In dem ersteren werden sich bei größerer Kälte oft und kräftige Eisblumen bilden, in dem letzteren dagegen nur selten oder doch nur wenige, und diese Eisblumen sind dann auch nur schwach entwickelt. In dem bewohnten Zimmer ist eben der Wasserdampfgehalt der Luft bedeutend, in dem unbewohnten dagegen verschwindend gering, denn der dort vorhandene Wasserdampf entstammt nur dem schwachen Luftstrom, der aus dem bewohnten und geheizten Räumen hereinkommt. Damit ist zugleich auch der scheinbare Widerspruch behoben, daß die Eisblumen gerade in geheizten Zimmern üppig aufschließen, trotzdem doch die hohe Temperatur ihrem Wachstum entgegenwirken müßte, während sie sich in den ungeheizten Räumlichkeiten, wo die niedrige Temperatur ihre Entstehung begünstigen müßte, nur kümmerlich ausbilden. Denn die Kälte, obgleich auch sie notwendig ist, thut's eben nicht allein. An Kälte fehlt es aber auch in dem geheizten Zimmer, wenigstens in der Nacht, nicht. So lange die Zimmerluft stark erwärmt ist, genügt die von außen einwirkende und die Fensterscheiben abkühlende Kälte gewöhnlich nicht, um den Wasserdampf, der sich an den kalten Fensterscheiben niederschlägt, zu Eis gefrieren zu lassen. Es bildet sich dann nur jener feine Wassertröpfchenbeschlag, der sich über die Fensterscheibe wie ein grauer Schleier legt. Aber wenn die Wärmeabstrahlung der Heizungsanlagen nachläßt, dann ändert sich dieses Verhältnis. Je näher die Nacht dem Morgen rückt, desto kühler wird das Zimmer und desto mehr wächst die Angriffsstärke der kalten Ruhentemperatur auf den Wasserdampfansatz der Fensterscheiben, bis er endlich soweit abgetüht wird, daß er zu Eis erstarrt. Das ist der Grund, warum

die Eisblumen nicht sowohl in den ersten Morgenstunden, sondern viel mehr ziemlich plötzlich in den frühen Morgenstunden entstehen.

Aber wodurch erhalten die Eisblumen die blätterartige Form, die ihnen ihren Namen gegeben hat? Sehen wir uns einmal von dieser Blattstruktur ab und betrachten die Verhältnisse der Eisblumen. Da fällt es denn auf den ersten Blick, daß sie am Grunde, dort also, wo sie auf der wagerechten Leiste des Fensterrahmens aufsitzen, am stärksten sind, während sie nach oben hin immer dünner und feiner werden. Diese Erscheinung hängt mit dem Gesetze der Schwere zusammen. Die winzigen Wassertropfen, die sich an der kalten, senkrechten Fensterscheibe niederschlagen, streben ihrem Schwerkraft folgend, nach unten. Je mehr sich Wasserdampf aus der Luft niederschlägt, desto größer wird auch ihr Umfang, bis sie endlich nicht mehr an dem Punkt ihrer Entstehung haften können und nun, sich auf ihrem Wege mit andren vereinigend, auf der Fensterscheibe hinabgleiten. Man kann diesen Vorgang sehr oft am Tage beobachten, wenn die Fenster, wie man sich ausdrückt, schweigen. Da sich das Hinabgleiten der Wasserlägeln oftmals wiederholt, so staut sich das Wasser vermöge seines Zusammenhaltsbestrebens unten über dem Fensterrahmen an, und wenn nun die Kälte groß genug ist, so entsteht hier eine stärkere Eisschicht auf der Fensterscheibe. Aber das Stärkenwachstum dieser Eisschicht dauert auch noch einige Zeit an. Denn anfänglich rollen noch von Zeit zu Zeit neue Wassertropfen nach unten, die sich nun über die erste Eisschicht ausbreiten und hier wegen der kräftigen Abkühlung ebenfalls schnell gefrieren. Aber auch der Wasserdampf der Luft hilft zur Verstärkung des Eisblumenfußes mit. Denn auch er wird hier, wo die Eisbildung bereits Fuß gefaßt hat, schneller und stärker abgekühlt als an dem oberen Teil der Scheibe, wo es zu einer Eisbildung noch nicht gekommen ist, und darum legt auch er sich in einer feinen Schicht um die andre um den Eisgrundstock. Daß sich die Verstärkung des Eisblumenansatzes in der geschilderten Weise entwickelt, zeigen das Hinübergreifen des untersten Eissockelstückes auf den Fensterrahmen, das auf das Aufstauen der Wassertropfen zurückzuführen ist, und die vielfachen buckligen Vorwölbungen, die dort entstehen, wo neue, herabgleitende Wassertropfen sich zu wiederholten Malen über die ursprüngliche Eisschicht ausbreiten und gefrieren. Je höher nun die Eisblumen an der Fensterscheibe hinaufwachsen, desto beschränkter wird, sozusagen, das Sammelgebiet, aus dem sie den Wassertropfenzufluß beziehen können, und desto schwächer muß sich demnach die Eisschicht gestalten, bis sich endlich die Eisbildung nur auf die winzigen Wassertropfen erstrecken kann, die sich, durch keine Vereinigung mehrerer und herabgleitenden Zufluß vergrößert, nur an Ort und Stelle vorfinden, so daß nun hier die Eisblume in die feinsten und zarresten Nadeln und Spitzen ausstrahlt.

Auch die blätterartige Struktur der Eisblumen beruht auf dem Gesetze der Schwere. Wasser kristallisiert beim Erstarren hexagonal, also sechsseitig, und zwar in Nadeln und Blättchen. Die Erstarrung des Wasserbeschlages am Fenster, sowie die spätere unmittelbare Umwandlung des abgekühlten Wasserdampfes in Eis geht nun am Fenster von unten nach oben vor sich. Da nun der Aufbau der winzigen Eiskristalle auf der senkrecht stehenden Fläche der Fensterscheibe erfolgt, so haben die Eiskristalle mehr oder weniger die Neigung, nach rechts oder links umzufinken. Tritt dann vollends irgend eine Störung ein, so wird das Eiskristall auf die Seite fallen. Die Kristallisation spielt sich aber sehr schnell ab. In dem Augenblick, wo das erste Kristall seitwärts sinkt, schließt sich ihm daher schon ein neues an, das durch seine Verbindung mit dem ersten sich ebenfalls zur Seite neigt. Dieser Vorgang wiederholt sich beständig, und auf diese Weise, da sich immer ein fallendes Kristall an das andere anschließt, entstehen die Kurven, die dem Fensterreis das Gepräge der Blätterform verleihen.

In umgekehrter Richtung wie das Emporschießen der Eisblumen geht ihre Auflösung vor sich. Da die warme Luft leichter als die kühlere ist, so steigt sie nach oben, und infolgedessen sind die oberen Schichten eines Zimmers immer die wärmsten. Es wird also an den oberen Teilen der Fensterscheiben die warme Luft am frühesten einwirken. Zugleich sind aber auch die obersten Eisblumenzaden die feinsten und am wenigsten widerstandsfähigen. Aus diesen Gründen schmelzen die Eisblumenspitzen zuerst und je mehr sich die Zimmerluft in den tieferen Schichten erwärmt, desto mehr schreitet der Zerfallsprozess der Eisblumen nach unten fort, bis sie sich endlich in Wasser aufgelöst haben.

Theo Seelmann.

Kleines feuilleton.

— **Baumlaub.** Der *Wochenschrift "Kerthus"* wird geschrieben: Der Wert des Laubes für den Garten wird von vielen Gartenfreunden noch nicht genug erkannt, oder wenn das auch, so ist man dennoch ziemlich gleichgültig gegen dasselbe, läßt es im Herbst gar oftmals unbenutzt und vom Winde wegführen. Im Garten hat man das Laub wohl weniger des Dingers halber nötig, sondern benutzt es vielmehr zu Lauberde. Es ist solches hier auch das richtigere; denn eine Laubdüngung des Gartenbodens genügt für viele Gewächse nicht, sondern für sie ist eine kräftige Mistdüngung am Platze. Vielen Gewächsen, so namentlich vielen Stauden, Zwiebeln, Knollen und Topfgewächsen, ist eine Laubdüngung wieder vorteilhafter, und dieserhalb sollten wir kein Laub vom Winde fortführen lassen, sondern es sammeln

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Bornwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

und in den Garten bringen. Die zweckmäßigste Verwendung des Laubes im Garten ist die, daß man das im Herbst gesammelte Laub auf Haufen schichtet, laulen läßt und es erst im verweirtesten Zustande auf die Beete bringt. Es empfiehlt sich, das Düngerlaub nicht einzugraben, sondern zum Stopfbängen zu verwenden, d. h. man bringt es dann erst auf die Beete, wenn diese schon bestellt worden sind. Das in den Beeten eingegrabene Laub hält dieser oft looerer, als gut ist, während oben aufgebracht, es nur die obere Erdschicht lockert und gleichzeitig auch feucht erhält. Läßt man aber das gesamte Laub zwei Jahre auf einem Haufen liegen, so erhält man Lauberde, die in gleicher Weise benutzt werden kann, dann aber auch noch zur vorzüglichen Erde für Topfgewächse geworden ist.

Musik.

Wie offiziell gemeldet wird, hat der Generalintendant der Igl. Schauspiele in Berlin, Graf Volko von Hochberg, die erbetene Entlassung erhalten und in dem Wiesbadener Intendanten Georg von Hülßen einen vorläufigen Nachfolger erhalten. Von den persönlichen und Hofangelegenheiten, die dabei in Betracht kommen, interessiert uns hier nur so viel, daß es sich ernstlich um keinerlei Unzufriedenheit mit den künstlerischen oder finanziellen Leistungen des Abgehenden handelt. Was wir bei dieser Gelegenheit zu bemerken haben, ist folgendes: Seit langem ist das Berliner Opernhaus trotz seines zahlreicher tüchtiger Einzelkräfte eines der unproduktivsten Kunstinstitute, die überhaupt existieren. Vor mehr als 80 Jahren hätte es eine That vollbracht: die erste „Freischütz“-Aufführung am 18. Juni 1821. Seitdem ist, soweit unsere augenblickliche Erinnerung reicht, nichts dergleichen vorgekommen; selbst an Erstaufführungen der Kompositionen, die unsrer Stadt besonders nahe standen, wie Spontini, Meyerbeer, Lortzing, ist kaum eine oder die andre zu nennen. Man läßt im Rücken eines neuen Schaffens andre Bühnen vorangehen und leistet schon viel, wenn man Premieren aus Karlsruhe oder Dresden usw. übernimmt. Der Unbeteiligte wird leicht denken: in Wien wirkt Wagner, in Dresden Schuch, in Karlsruhe Motll, Kückiges, Erb-Mändiges; was thut in Berlin Richard Strauß?! Thatsächlich jedoch haben jene Direktoren oder „General-Musikdirektoren“ eine wirkliche Leitung auszuüben; in Berlin steht die künstlerische Führung jenseits von Strauß und Rud, oder vielmehr, sie existiert überhaupt nicht. Daß sie jemals zu ihrem Meister Strauß etwa so gesprochen hätte: „Sie kennen ja und fördern die junge Produktion; möchten Sie nicht davon auch uns etwas zukommen lassen?“ — bezweifeln wir. Der „Neue“, ein Sohn des aus Bülows, Orens Hülßen“ wohl noch erinnerlichen Generalintendanten, hat sich nicht etwa, wie sein Vorgänger, als „feinsinniger Kompositionist“, sondern als Festspiel-Arrangeur bekannt gemacht. Möglich, daß sein Interim lediglich die Ueberleitung zu einer Kunstleitung sein soll. Eine solche bestand seiner Zeit (1820—1841) unter Spontini, der von der Generalintendanten unabhängig war, aber schließlich seine Stellung so mißbräuchlich verwaltete, daß man vielleicht heute noch die Besorgnis vor einem selbständigen artistischen Leiter nicht überwinden kann. Möglich, daß auch das Beispiel Wiens abschreckt, dort hat eine künstlerische, wenngleich anscheinend im Einzelnen rücksichtslose Leitung einen ungünstigen Finanzstand nicht verhindert, aus dem nur mehr alles Sparen mit der Orchesterbeleuchtung und dergl. und die Gaspreise einer Lilly Lehmann zu retten scheinen. In Berlin kann man mit einem kunstfeineren Publikum rechnen — will sagen: mit dem Mangel, daß man das kirchliche der großen Menge von Musikfreunden, die keine Bilette erschwingen können, nicht und nur das Wohlgefallen der gebildeten Zuhörer hört. Dabei legen wir nicht einmal Gewicht auf die Rücksichtslosigkeit mit der von dort herab die Presse behandelt wird, und lassen auch die Dinglichkeit vollstümlicher Vorstellungen, die ja durch den Mangel des „Kroll“ unschwer zu machen wären, diesmal bei Seite. Das einzige von der Intendanten Unabhängige (oder vielleicht von ihr in Stich gelassene) sind die Symphoniekonzerte unter Weingartner; nur daß auch diese mit Publikum und Presse in ähnlicher Weise zu spielen scheinen — beispielsweise war es uns vier Tage vor dem Konzert vom 2. Januar nicht mehr möglich, zu einer von den beiden Aufführungen auch nur ein Plätzchen zu kaufen.

Schluß: Dem Opernhaus eine künstlerische Leitung gegeben, oder es wird bleiben, was es ist — ein „Wagner-Schlachthaus“! — 82.

Humoristisches.

— Fatal. In Eurem Mäßigkeitsverein scheint Du eine hervorragende Rolle zu spielen!

„Das will ich meinen; wenn ich nicht die verfluchte rote Nase hätte, wäre ich längst Vorsitzender geworden!“

— **Wauererstolz.** Wauer (der zwischen den Schienen vor der Elektrischen geht): „Mi hab'n f' gar gern in der Stadt; wann i 'nein komm', lauten f' mit alle Gloden!“

— **Darum.** „Ich möchte die Rechnung!“ ruft ein Reisender morgens neun Uhr. „Sofort!“ antwortet der Kellner und beginnt zu schreiben. Gegen zehn Uhr findet der Portier den Reisenden im Empfangszimmer bleich, mit geschlossenen Augen, einer Ohnmacht nahe. „Um Gottes willen! Was ist Ihnen?“

„Oh!“ stöhnt der Angesprochene, dem der Angstsweiß bereits auf der Stirne steht, „er schreibt noch immer!“

(„Wegendorfer Blätter“)